

# 1 Allgemeine Merkmale

## Soziologie als Erfahrungswissenschaft

Die Soziologie ist eine Wissenschaft, die, wie alle anderen Wissenschaften, an Theorien interessiert ist. Dabei begnügt sie sich nicht mit spekulativen Gedanken. Vielmehr stützt sie ihre theoretischen Aussagen auf empirische Phänomene, macht sie an Erfahrungen, der Empirie, fest (der Begriff „Empirie“ stammt aus dem Griechischen und lässt sich mit „Sinneserfahrungen“ übersetzen). Zwar würden etwa auch Philosophen oder Theologen nicht bestreiten, dass es Erfahrungen und eine Empirie gibt. Dennoch führen diese Wissenschaften keine empirischen Erhebungen durch. Eine nicht-empirische Soziologie wäre dagegen undenkbar. Oftmals ist die empirische Sozialforschung das, was Außenstehende zuerst als Soziologie bemerken, etwa wenn in Zeitungen über soziologische Studien berichtet wird, die Veränderungen bei Geburtenraten, Einkommensverhältnissen oder bei der Bildungsbeflissenheit erforscht haben. Solche Veränderungen müssen zwar wissenschaftlich interpretiert werden (s. u.). Ausgangspunkt sind jedoch Erfahrungen von Individuen, die man befragt, beobachtet oder über die man Dokumente besitzt, so dass soziologische Aussagen eine empirische Basis haben. Die Empirie, so zeigen unvorhergesehene Wählerwanderungen oder der plötzliche Zusammenbruch der politischen Systeme in Osteuropa, ist vielfältiger und reichhaltiger, als es Theorien zu fassen vermögen. Eben deshalb sind die Erfahrungswissenschaften bemüht, ihre Theorien mit Hilfe empirischer Forschung laufend zu verbessern.

Die Geschichte der Soziologie zeigt, dass diese Wissenschaft eine Krisenwissenschaft ist und durch nationale, politische, religiöse oder andere „empirische“ Umbrüche oftmals „theoretische Schübe“ erhielt. Dies lässt ein Blick auf zwei Klassiker der Soziologie, Emile Durkheim und Max Weber, erkennen. In ihren Schriften machten sie methodische Angaben, welche empirischen Beobachtungen sie ihren Theorien zugrunde legten. So konnten die krisengeschüttelten Öffentlichkeiten anhand der empirischen Datenbasis selbst überprüfen, inwiefern die theoretischen Aussagen zutrafen. Dieses Offenlegen des methodischen Vorgehens zeugte in Umbruchszeiten nicht nur von einer intellektuellen Redlichkeit, sondern auch von dem Status der Wissenschaften in der Moderne. RezipientInnen wissenschaftlicher Texte müssen den Forschungsprozess nachvollziehen, ja in gewisser Weise Theorien selber nachforschen, indem die AutorInnen ihnen Elemente eines jeden Forschungsprozesses getrennt vorlegen, nämlich die empirische Datenbasis und die theoretischen Schlussfolgerungen. Für die empirische Seite stehen drei Arten von Daten zur Verfügung: Daten aus Beobachtungen, Befragungen und Dokumenten.

## Beobachtungen

Beobachtungen bilden gewissermaßen den Beginn der empirischen Sozialforschung. Viele Forschungen gehen auf irritierende Anfangsbeobachtungen zurück, an die sich gezielte methodische Erhebungen sowie theoretische Erklärungen anschließen. Warum essen zum Beispiel in Deutschland immer mehr Menschen in Fast-food-Restaurants die immer gleichen Hamburger? Warum findet man dieses Essen in beinahe allen Städten? Warum wiederholt sich diese Entwicklung in anderen Ländern? Und warum erstreckt sich die offensichtliche Standardi Standardisierung des kulturellen (Nahrungs-)Angebots auch auf andere kulturelle Angebote? Warum werden z. B. Nachrichten heute ähnlich wie Hamburger zu leicht verstehbaren Happen „zubereitet“? George Ritzer (1997), der solche Fragen aufgeworfen hat, ist zu Anfang

mehr oder weniger zufällig auf eine „McDonaldisierung“ der Gesellschaft aufmerksam geworden. Ausgehend von seinen Befunden zur „modernen“ Nahrungsmittelproduktion, hat er viele andere gesellschaftliche Bereiche in einer soziologischen Gegenwartsdiagnose systematisch hinsichtlich einer McDonaldisierung beobachtet und dort erstaunliche Entdeckungen gemacht (vgl. dazu auch Brüsemeister 2000). Das Beispiel zeigt: zufällige, unsystematische Beobachtungen können systematische Beobachtungen nach sich ziehen (vgl. zu verschiedenen Beobachtungstypen Schnell u. a. 1992, 396, sowie unten Kap. II, 1.3).

In einfachen Feld-Beobachtungen und natürlich erst recht in aufwendigeren Datenerhebungstechniken (z. B. einer Befragung per Fragebogen) kommen methodische Grundhaltungen der empirischen Sozialbeobachtung zum Tragen. So müssen ForscherInnen etwa ihre Alltagssicht einklammern, eine wissenschaftliche Haltung gegenüber der sozialen Welt einnehmen. Dazu gehört, überhaupt zwischen den beobachteten Sachverhalten, den Perspektiven der beobachteten Akteure oder gesellschaftlichen Strukturen auf der einen Seite sowie eigenen Sichtweisen und theoretischen Vermutungen auf der anderen Seite zu unterscheiden. Zudem müssen Beobachtungen objektiviert, das heißt schriftlich fixiert werden, um als wissenschaftliche Beobachtungen im Unterschied zu naiven Beobachtungen des Alltags zugelassen zu werden (vgl. Schnell u. a. 1992, 394; auch unten Kap. II, 1.4). Nur anhand von Texten über Beobachtungen können Dritte nachvollziehen, was sachhaltige Beobachtung war und was der theoretische Schluss aus ihr (zum Textbezug qualitativer Forschungen vgl. Flick 1996, 22, 43ff.; Flick 2007, 106ff.).

In qualitativen Methoden, z. B. Einzelfallstudien (vgl. Kap. II, 1.), können Beobachtungstechniken in Kombination mit anderen Erhebungsverfahren eingesetzt werden. Beobachtungen sind vornehmlich dann angebracht, wenn SoziologInnen auf wenig bekannte soziale Phänomene stoßen, die es zunächst einmal zu beschreiben gilt (auch wenn die Soziologie nicht bei Beschreibungen stehen bleibt, sondern auf Theorie und Erklärung aus ist). So haben sich die SoziologInnen aus der Chicago-Schule mit den Lebensweisen von Tramps, Einwanderern oder Kriminellen beschäftigt, indem sie sich im Zuge von teilnehmenden Beobachtungen eine Zeit lang in die interessierenden sozialen Milieus begaben (vgl. Lindner 1990).

Im weitesten Sinne spielen Beobachtungen in allen empirischen Sozialforschungen, also auch quantitativen, eine Rolle, insofern ForscherInnen ihr methodisches Vorgehen laufend selbst beobachten müssen. Dies geschieht z. B. anhand von Protokollen über Datenbefunde und Projektsitzungen.

## **Befragungen**

Die häufigsten Techniken empirischer Sozialforschungen sind Befragungen. Mit ihnen möchte man „Fakten, Wissen, Meinungen, Einstellungen oder Bewertungen“ (Schnell u. a. 1992, 328) sozialer Gruppen ermitteln. Viele Formen von Befragungen, mündliche, schriftliche – in Form von Fragebögen – oder telefonische, werden von Umfrageforschungen genutzt, die mit quantitativen Methoden arbeiten (vgl. ebd.). Zu Befragungen zählen auch Intensivinterviews mit einzelnen Personen oder Gruppendiskussionen, die auf qualitativen Methoden basieren (zu verschiedenen Interviewformen vgl. Flick 1996, 94ff.; Flick 2007, 193ff.). Eine Befragung kann sowohl ein standardisiertes Interview sein, in welchem quantitativ orientierte ForscherInnen mehreren hundert Befragten vorgefertigte Antwortkategorien per Fragebogen vorlegen; und sie kann ein offenes, auf qualitativen Methoden basierendes Interview sein, in welchem die SozialforscherInnen vielleicht nur ein Dutzend Gesprächspart-

nerInnen nach eigenen Relevanz Gesichtspunkten erzählen lassen und die Gespräche mit Rekorder oder Videogerät aufzeichnen.

Was für die InterviewerInnen manchmal zu einer Belastung werden kann, wenn die ErzählerInnen von einschneidenden Lebensereignissen berichten, ist nüchtern betrachtet ein sehr reichhaltiges Datenmaterial. Obgleich alle Befragungsdaten für die Auswertung in der Regel in Textform vorliegen müssen und dabei die Reichhaltigkeit der Daten eingeschränkt werden kann – was Gestik, Mimik sowie emotionale Ausdrucksformen der Befragten angeht –, hat die qualitative Forschung die Möglichkeit und auch die Notwendigkeit, alle Komponenten von Informationen, auch die emotionalen, zu berücksichtigen. Nicht nur *was*, sondern auch *wie* etwas gesagt wurde, ob engagiert oder erst nach langem Zögern, interessiert.<sup>1</sup>

### **Dokumente**

Dokumente bilden den dritten Zugang zu einer Empirie. In der Hauptsache liegen Dokumente in Textform vor. Dazu gehören aber auch Rundfunk- und Fernsehsendungen sowie Filme (vgl. Schnell u. a. 1992, 410). Schnell u. a. erwähnen, dass schriftliche Dokumente im Prinzip für lange Zeiträume verfügbar seien (vgl. ebd.). Oft werden Dokumente neben anderen Datenerhebungstechniken genutzt, um soziale, politische oder historische Hintergründe zu beleuchten. In den verschiedenen Methoden der Inhaltsanalyse, mit denen die ForscherInnen Dokumente einer quantifizierenden Analyse unterziehen (vgl. ebd.), sind Dokumente aber auch das primäre Erkenntnisziel und -mittel.<sup>2</sup>

Schließlich ist zu bemerken, dass in einer Erhebung verschiedene Datenarten (Beobachtungen, Befragungen, Dokumente) kombiniert werden können. Ein Beispiel dafür sind qualitative Einzelfallstudien (vgl. Kap. II, 1.), in welchen Beobachtungen und Interviews verwendet werden. Darüber hinaus ist zwischen Primär- und Sekundäranalysen zu unterscheiden. ForscherInnen können selbst Beobachtungen, Befragungen oder eine Dokumentenanalyse durchführen (Primäruntersuchung), oder sie stützen sich auf erhobene Daten, die sie dann noch einmal gemäß ihrer eigenen soziologischen Fragestellung betrachten (Sekundäranalyse). Wie vorgegangen wird, hängt von der Forschungsfrage ab.

### **Interpretation von Daten**

Empirische Sozialforschung hat also zunächst die Aufgabe, Daten zu sammeln. Aber sprechen Daten für sich selbst? Ist damit Forschung schon erschöpft? Das ist sie keineswegs. Die eigentliche Aufgabe steht den ForscherInnen noch bevor, denn Daten müssen interpretiert werden.

Wissenschaftstheoretisch gesehen bilden die Sozialwissenschaften eine Besonderheit, da ihre Daten auf Interpretationen von Akteuren beruhen (Meinungen, Bewertungen, Berichte u. Ä.; vgl. Konegen/Sondergeld 1985, 27). Diese Interpretationen sind nach Schütz solche ersten Grades, denen gegenüber sich die Interpretationen der ForscherInnen nur als Interpretationen zweiten Grades unterscheiden (vgl. Schütz 1971, 7). Befragte und Fragende gleichen sich darin, soziale Wirklichkeiten

---

1 Darauf geht insbesondere das narrative Interview ein, vgl. Kap. II, 2.

2 Abgesehen von der Grounded Theory und der objektiven Hermeneutik lassen sich mit den in Kapitel II vorzustellenden Methoden keine Dokumente betrachten, und auch in diesen Methoden ist die Dokumentenanalyse nur eine Variante neben der Untersuchung von Beobachtungen und Interviews. Deshalb werde ich Dokumentenanalysen nicht weiter ansprechen; vgl. jedoch Schnell u. a. 1992, 409-416; Titscher u. a. 1998; Kromrey 2006, Kap. 7.

zu interpretieren.<sup>3</sup> Aufgrund dieser Ähnlichkeit ist die empirische Sozialforschung aufgerufen, anzugeben, worin sich ihre Interpretationen von denen der Akteure genau unterscheiden. Dies geschieht durch Aufdeckung des methodischen Vorgehens, Angaben, wie interpretiert wurde.

Zu einer wissenschaftlichen Interpretation gehört zum Beispiel das von den ForscherInnen in eine empirische Untersuchung immer mit eingebrachte Theorieverständnis. Es stellt gleichsam den Fokus ein, der die ForscherInnen auf empirisch vermutete Sachverhalte erst aufmerksam werden lässt, welche dann mit Hilfe von unterschiedlichen Methodenwerkzeugen genauer zu betrachten sind. Auch die Methoden der Sozialforschung selbst legen bestimmte „interpretative“ Blickwinkel nahe, obwohl sie nur Werkzeuge für die soziologische Theorie darstellen. Aber es liegt eben in der Natur von Werkzeugen, dass man mit ihnen jeweils in einem bestimmten Bereich gut arbeiten kann, in anderen jedoch nicht (mit dem Hammer lässt sich ein Nagel einschlagen, aber kein Garten umgraben). In dieser Hinsicht „interpretieren“ die Werkzeuge soziale Wirklichkeiten auf unterschiedliche Weise, legen den Fokus der ForscherInnen auf Routinen, biografische Entscheidungen, Konstellationen von Gruppen oder soziale Tiefenstrukturen, wie in Kapitel II zu zeigen sein wird.<sup>4</sup>

Daten werden schon interpretiert, wollte man Interviews von Zeitzeugen nur sammeln und veröffentlichen. Denn die Sammlung der Daten muss nach Ordnungskriterien erfolgen, die sich nicht mehr rein beobachten lassen, sondern von ForscherInnen vorgegeben werden. So sind etwa HistorikerInnen, die nach der Methode einer „oral history“ arbeiten, bemüht, Lebensberichte bestimmter Gruppen einem Publikum zugänglich zu machen. Aber auch bei einer solchen vermeintlich reinen Datensammlung müssen bei der Erhebung, Auswertung und Darstellung bestimmte Fragen an die Daten gestellt, d. h. Daten interpretiert werden. Für die Phase der Datenerhebung (vgl. die Phasen eines qualitativen Forschungsprozesses nach Flick 1995, 147-173) muss zum Beispiel gefragt werden, welche sozialen Gruppen überhaupt zur Untersuchungsfrage gehören. Muss ich z. B. auch ältere Menschen befragen (oder nur junge oder erwachsene), um herauszufinden, warum es einen Trend zum Hamburger essen gibt? In der Phase der Datenauswertung fragen die ForscherInnen zum Beispiel, in welcher Breite und Tiefe sowie nach welchen Gesichtspunkten sie ihre Daten auswerten sollen. Müssen sie – um das Beispiel fortzusetzen – nur das Essverhalten betrachten oder auch, wie der Einzelne dazu kam? Wie tief gehend muss dies erforscht werden? Und welche sozialen Umwelten haben den Akteur wiederum beeinflusst? Schließlich die Dokumentation der Ergebnisse: Welche Datenbefunde sind für die Veröffentlichung geeignet?

Solche und andere Fragen verweisen auf Interpretationsleistungen während einer Forschungsarbeit. Sozialforschungen nehmen weitaus mehr Interpretationen von Daten vor, als es bei Interpretationen der Fall ist, die entstehen, wollte man Daten nur ordnen. In der Soziologie gibt es keine Forschungsmethode, die Daten (Berichte von Zeitzeugen o.Ä.) nur sammeln wollte. Die eigentliche Sozialforschung beginnt vielmehr erst jenseits einer bloßen Neuordnung von Daten, jenseits von reinen

3 Dagegen nehmen in den Naturwissenschaften die untersuchten „natürlichen Stoffe“ selbst keine Interpretationen vor. Eine Kugel deutet nicht die schiefe Ebene, auf der sie herunterrollt, und sie kann nicht beobachten, dass sie dabei beobachtet wird (vgl. Kelle 1994, 16).

4 Qualitative Forschung hat dabei die Aufgabe, die Auswahl von Methoden vom zu untersuchenden Gegenstand abhängig zu machen; s. u. zum Begriff „Gegenstandsangemessenheit“.

Beschreibungen. Ziel ist es, theoretische Erklärungen für die beobachteten sozialen Phänomene zu finden.<sup>5</sup>

## 2 Quantitative oder qualitative Forschung?

Wenn SoziologInnen eine sie theoretisch interessierende Frage mithilfe von Erfahrungsdaten beantworten wollen, müssen sie wissen, ob sie quantitative, qualitative oder beide Methodenarten heranziehen müssen. Entsprechend sind nun Grundzüge von quantitativen und qualitativen Verfahren anzusprechen.<sup>6</sup>

### Überprüfende versus entdeckende Forschungslogik

Ein erster oberflächlicher Blick auf quantitative und qualitative Sozialforschungen zeigt, dass erstere meist mit großen Datensätzen zu tun haben, wenn man etwa an ein Politbarometer oder andere Befragungen von größeren Bevölkerungspopulationen denkt. Qualitative Forschungen arbeiten dagegen mit erheblich kleineren Fallzahlen. Dieser äußere Unterschied hat damit zu tun, dass mit beiden Methodenarten verschiedene Erkenntnisziele verbunden sind. Bestehende Theorieaussagen stehen in quantitativen Methoden bereit, um konkrete Hypothesen über einen interessierenden sozialen Sachverhalt aufzustellen, die mithilfe von Variablen überprüft werden können. Qualitative Ansätze zielen dagegen auf die Entdeckung (Generierung) von Theorieaussagen anhand empirischer Daten. Die Begriffe „Überprüfung“ und „Entdeckung“ bezeichnen den Hauptunterschied, aus dem sich alle weiteren Unterschiede zwischen den Methoden ergeben.

Eine Entdeckung ist zum Beispiel schon anhand eines einzigen Interviews, einer Beobachtung oder eines Dokuments möglich. Um Wissenschaften mit qualitativen Methoden auf neue Spuren zu bringen, spielt also die Fallzahl eine erheblich geringere Bedeutung als in quantitativen Methoden, auch wenn sich die meisten qualitativen Methoden nicht mit der Erhebung und Auswertung nur eines Falls begnügen (sieht man von Einzelfallstudien ab). Umgekehrt die „überprüfende“ Logik quantitativer Forschungen. Sie verlangt nach signifikant messbaren Mengen, die eine zu überprüfende Hypothese widerlegen oder bestätigen können. Nicht wie der einzelne Fall einen Sachverhalt einschätzt, sondern ob große oder kleine Prozentanteile ganzer Populationen dies tun, interessiert. Eine solche Messung übernehmen quantitative Ansätze.

### Aggregate versus Fallbezogenheit

Quantitative und qualitative Forschung haben unterschiedliche Erkenntnisziele und -mittel. In quantitativen Forschungen interessiert der Untersuchungsgegenstand erstens als Aggregation bestimmter Variablenmerkmale, als statistischer Zusammenhang. Es wird zum Beispiel gefragt, wie häufig die Gruppe, die sowohl CDU wählt als auch katholisch ist, im Vergleich zu anderen statistischen Aggregaten vorkommt (z. B. CDU-Wählern, die evangelisch sind). Über die Merkmale bzw. Variablen werden zweitens Wahrscheinlichkeitsaussagen gemacht, nach dem Muster: „Es gibt die Tendenz, wenn Merkmal A auftritt, dass dann auch Merkmal B auftritt“.

Im Unterschied zu solchen Aggregationen von Variablen oder Merkmalen, die eine Person nicht als Ganze untersuchen, haben Aussagen qualitativer ForscherInnen den

5 Deshalb wäre auch in studentischen Hausarbeiten eine reine Wiedergabe oder Beschreibung von Interviews unzureichend.

6 Ausführlich mit Unterschieden beschäftigen sich Lamnek 1995a, Wilson 1982, Silverman 1989.

einzelnen Fall als analytischen Bezugspunkt. Demgemäß besteht die Aufgabe in der Rekonstruktion von auf den Fall bezogenen Deutungsmustern, Handlungsorientierungen und Wissensbeständen (vgl. Kelle/Kluge 1999, 14f.). Auch wenn qualitative Forschungen mehrere Fälle untersuchen, ist ihnen ein solches einzelfallanalytisches oder fallrekonstruktives Vorgehen vielfach gemeinsam (vgl. Flick 1996, 40; Flick 2007, 96; Mayring 2002, 15). Und auch wenn Strukturen, die man anhand des Falls rekonstruiert, in ihren Aussagegehalten weit über natürliche Personen und deren persönliche Meinungen hinausgehen, beziehen sich Angaben über fallrekonstruierte Strukturen, Denk- und Handlungsmuster analytisch auf den ganzen Menschen. Das, was den einzelnen Fall betrifft, interessiert dabei im Hinblick auf eine allgemeinere Theorie, die das Fallgeschehen erklärt (vgl. Mayring 2002, 12). Für sich genommen ist also auch in qualitativen Forschungen das, was Herr Müller oder Frau Meier sagen, wertlos, auch wenn der Einzelfall und nicht Variablen analytischer Bezugspunkt ist.

### **Statistisches versus theoretisches Sampling**

Wenn quantitative Sozialforschungen eine repräsentative Umfrage durchführen, um etwa das Wahlverhalten, Einkommensverhältnisse oder Meinungen über Gewalt in Schulen zu erfassen, müssen die ForscherInnen möglichst eine statistisch repräsentative Auswahl der interessierenden Bevölkerungsgruppe befragen, oder die Grundgesamtheit ist so klein, dass leicht alle interessierenden Elemente untersucht werden können, so wenn man zum Beispiel alle derzeitigen europäischen Staatsoberhäupter befragen wollte. Bei einer größeren Grundgesamtheit, auf die die Untersuchungsfrage abzielt (zum Beispiel Jugendliche in Deutschland), muss möglichst eine repräsentative Auswahl erstellt werden. Das statistische Sample sollte dann so weit wie möglich das gleiche soziale Gefüge aufweisen wie die Gesamtheit der entsprechenden sozialen Gruppe (hinsichtlich Alterszusammensetzung, Geschlechter, Einkommen etc.). Das Sample wird in der Regel mehrere hundert Personen und entsprechend viele Fragebögen (bzw. telefonische Umfragen etc.) umfassen.

Im Unterschied zu einem solchen statistischen Sample arbeiten viele qualitative ForscherInnen mit einem theoretischen Sampling. Dies wird im Kapitel zur Grounded Theory (II, 3.) angesprochen; hier genügen Hinweise. Der Begriff theoretisches Sampling bezieht sich zunächst wie in quantitativen Ansätzen auf Auswahlstrategien einer Untersuchungsgruppe. Die Frage, welche Akteure untersucht werden, hängt dabei von der Art der soziologischen Forschungsfrage ab. Unter Umständen schreibt sie genau vor, wen die ForscherInnen zu befragen haben bzw. welche Daten zu sammeln sind; es existiert ein Erhebungsplan. Unter Umständen sind die gemäß der Forschungsfrage zu betrachtenden Personen aber auch nur in Umrissen bekannt, weil sich die Forschungsfrage nicht auf ein soziales Milieu, sondern auf einen analytischen Untersuchungsbereich richtet (z. B. „Wie gehen Jugendliche mit Altersnormen um“; vgl. Fuchs-Heinritz/Krüger 1991), der erst nach und nach in Bezug auf Untersuchungspersonen konkretisiert werden kann. Die ForscherInnen entwickeln dabei ihre Auswahl nicht nach statistischen Überlegungen, sondern gemäß theoretischer Befunde, die sie aus Felddaten gewonnen haben.

Wie im Kapitel zur Grounded Theory anzusprechen sein wird, bezieht sich der Begriff des theoretischen Samplings zudem auch auf Operationen der Datenauswertung, im Unterschied zur quantitativen Forschung. Dort ist ein Sample – die Auswahl einer Untersuchungsgruppe – eine Sache, die Datenauswertung eine ganz andere. Beides läuft strikt getrennt ab. In qualitativen Methoden können und sollen dagegen Daten schon nach einer gerade angelaufenen Erhebungsphase ausgewertet werden,

Datenerhebung und Auswertung laufen mehr oder weniger zeitgleich ab. Innerhalb der Auswertung meint dann Sampling im Wesentlichen, Daten zu vergleichen. Dabei spielt nicht die Zahl der Akteure oder Untergruppen, die miteinander verglichen werden, eine Rolle, sondern die Qualität einzelner Befunde mit Blick auf eine sich entwickelnde Theorie. Ein einziger Fall kann als Kontrastfall oder Eckpunkt des Untersuchungsbereichs wichtig sein, und er macht diesbezüglich auf sich anschließende Vergleiche aufmerksam. Der Fall interessiert nicht für sich genommen, sondern hinsichtlich der Vergleiche, zu denen er anregt, und deren Ergebnisse Bausteine für eine neue Theorie sein können.

Ein statistisches Sample im Sinne quantitativer Forschung sowie ein Sampling im Sinne qualitativer Forschung meint also sehr Verschiedenes. In beiden Fällen ergibt sich eine Untersuchungsgruppe unter Umständen direkt aus der Forschungsfrage, aber die Logik entdeckender qualitativer Forschung und ihr „Prinzip der Offenheit“ (Hoffmann-Riem 1980) kann beinhalten, konkretere Untersuchungseinheiten erst im Laufe des Feldaufenthalts kennen zu lernen. In einer quantitativen Forschung ist dagegen die mittels bestimmter Variablenausprägungen zu betrachtende Grundgesamtheit von Beginn an bekannt. Vergleiche beziehen sich hier auf Variablen, und vor allem steuern die Ergebnisse der Vergleiche nicht die weitere Erhebung wie in qualitativen Forschungen. Theoretische Zwischenbefunde, würden sie in einem quantitativen Forschungsprozess festgehalten, könnten nicht dazu führen, neue Fälle in ein Sample aufzunehmen.

### **Operationalisierung versus Sensibilisierung**

Gemäß der „überprüfenden“ Aufgaben von quantitativen und der „entdeckenden“ Aufgaben von qualitativen Forschungen stehen die ForscherInnen in der Praxis vor verschiedenen Situationen.

Zunächst die quantitativen Methoden. Die Problemsituation besteht darin, einen gesellschaftlichen Bereich empirisch zu untersuchen, für den es schon bestehende sozialwissenschaftliche Hintergrunderklärungen gibt. Ein Beispiel sind die regelmäßig von SozialwissenschaftlerInnen im Auftrag der Deutschen Shell AG durchgeführten Jugendstudien (vgl. z. B. Deutsche Shell 2000). Nicht nur Wissenschaften, auch Gesellschaft und Politik wollen erfahren, wie sich Jugend in bestimmten Hinsichten entwickelt. Diesbezüglich gibt es zwar auch in quantitativen Forschungen viel zu „entdecken“. Ausgeschlossen sind dabei jedoch die Theorien, die für die Erklärung des empirisch aufgedeckten Verhaltens von Jugendlichen zugrunde gelegt sind. Auch wenn die Erhebungen der einzelnen Shell-Studien nicht immer genau gleich waren, so griffen die ForscherInnen doch auf einen ähnlichen Grundstock von Theorien zurück. Wenn sie zum Beispiel den Wertewandel von Jugendlichen, ihre Einstellungen zu familiären Lebensbedingungen oder die zur Religion und Politik untersuchen, interessieren sie sich für messbare Einstellungsänderungen in diesen Bereichen, die man anhand von Variablen erkennen kann, wobei jedoch nicht Theorien des Wertewandels, der Religion, der Politik etc. erklärt werden. Für jeden einzelnen Befragungsbereich warten umgekehrt jeweils spezielle Wissenschaften mit einem Satz von erklärenden Theorien auf, welche die empirischen Messungen erst möglich machen, selbst aber nicht in Daten „entdeckt“ oder aus ihnen ermittelt werden. SozialforscherInnen nehmen einige dieser Theorien zum Ausgangspunkt, um sie den Jugendlichen – übersetzt bzw. operationalisiert in Fragebogenfragen oder sonstigen Erhebungsformen – vorzulegen. Wenn 100 Prozent der Jugendlichen einer Frage zustimmen oder 100 Prozent sie ablehnen würden, Messpunkt bleibt immer die Theorie, von der aus die ForscherInnen nach veränderten statistischen

Verteilungen oder anderen Maßzahlen Ausschau halten. „Methodisch kontrollierte Forschungsarbeit, deren Sinn vor allem in der Überprüfung vorab formulierter Theorien besteht“, erfordert dabei, so formulieren Kelle und Kluge (1999, 14), „dass der Forscher oder die Forscherin vor der Sammlung empirischer Daten elaborierte Untersuchungsinstrumente konstruiert (etwa Fragebögen oder Kategoriensysteme zur Verhaltensbeobachtung), mit deren Hilfe die zu Beginn formulierten theoretischen Konzepte operationalisiert werden.“

Einzelne Fragebogenfragen – um bei diesem Beispiel für eine quantitative Forschung zu bleiben – lassen sich dabei in der Regel „nicht formulieren ohne eingehende Kenntnisse über die in bestimmten sozialkulturellen Milieus geltenden Deutungsmuster und Handlungsorientierungen“ (ebd.). Quantitativ arbeitende ForscherInnen können in ihren einzelnen Verfahrensschritten einer Erhebung sicher sein, solange sie davon ausgehen können, dass Theorien, die sie ihren Messungen zugrunde legen, Deutungs- und Handlungsmuster einer Untersuchungspopulation abdecken. Möglich ist aber auch, dass die soziale Wirklichkeit anders aussieht, als eine Theorie besagt. Das ist nicht nur bei der Untersuchung fremder Kulturen möglich, sondern unter Umständen auch bei Subkulturen vor der eigenen Haustür. Die je nach soziologischer Forschungsfrage betrachteten Subkulturen können schon solche sein, „die ‚nur‘ einer anderen sozialen Schicht angehören, in einem anderen Stadtteil wohnen, die eine andere Bildung besitzen, die dem anderen Geschlecht angehören, einen anderen Beruf ausüben, einer anderen Altersgruppe angehören, in anderen familiären Konstellationen leben oder einen anderen weltanschaulichen oder religiösen Hintergrund besitzen als der Forscher oder die Forscherin.“ (Ebd., 15; Herv. i.O.) In all diesen Fällen lassen sich bestehende Theorien nicht einfach für Messungen operationalisieren. Den quantitativen SozialforscherInnen fehlt unter Umständen gleichsam Grund und Boden ihres Vorhabens, die bestehende Theorie. Dann muss auf theorieentdeckende qualitative Sozialforschung zurückgegriffen werden. Und wenn diese anhand empirischer Daten zu einer Modifizierung von Theorien oder gar zu neuen Theorien gelangt, können sie erneut quantitativen Erhebungen zugrunde gelegt werden. Damit ist ein Ergänzungsverhältnis zwischen beiden Arten der empirischen Sozialforschung angedeutet (s. u. Kap. I, 3.).

Qualitative ForscherInnen stehen am Beginn ihrer Forschung vor einer ganz anderen Situation als quantitative ForscherInnen. Sie haben keine Theorien zur Verfügung, die ihren Untersuchungsgegenstand ausreichend erklären. Sie wollen diese Theorien mit Hilfe von „generativen Fragen“ (Flick 1996, 69; Flick 2007, 139) erst entwickeln; Wissensbestände und Deutungsmuster bestimmter Akteurgruppen gilt es zu rekonstruieren. Ohne feste Hypothesen zu besitzen, die man überprüfen könnte, müssen sich qualitative ForscherInnen in ein Untersuchungsfeld begeben. Dort müssen sie sich von Entdeckungen überraschen lassen, die sie auf der Basis von Beobachtungen, Interviews oder Dokumenten machen. Zentrale Stichworte sind das „Prinzip der Offenheit“ und „Sensibilisierung“ (vgl. zu Letzterem Strauss/Corbin 1996, 25ff.). Es gibt allenfalls vage Untersuchungshypothesen, welche die Forscherinnen in eine ungefähre Richtung lenken. Man befindet sich bildlich gesehen im Dschungel einer fremden Subkultur. Selbst wenn es vorab ein festes Sample gibt (vgl. Kap. II, 3.2), sind die SoziologInnen bereit, Unvorhergesehenes zu berücksichtigen, welches sich aus dem Feldkontakt ergibt. Alltägliche Phänomene können überraschend zu Zwischenhypothesen werden, auf die man zu Beginn der Forschung, ohne Kontakt mit dem Feld, nicht gekommen wäre. Die Zwischenhypothesen zeigen die nächsten Untersuchungsschritte an, obwohl das Ende der Reise weiter im Dunkeln liegt.

Im Vergleich dazu quantitativ arbeitende ForscherInnen. Von Anfang an wissen sie, wonach sie suchen: Nämlich in welchem Grad bekannt vorausgesetzte Theorieerklärungen sich in einzelnen sozialen Gruppen wiederfinden lassen. Was die relevante Theorie für die Subkultur ist, ist ebenso bekannt wie die technische Übersetzung (Operationalisierung), um die Theorie bestimmten Populationen zur Messung vorzulegen. Die Überraschung liegt allenfalls darin, in welchem Grad eine Population bekannt vorausgesetzte theoretische Hypothesen statistisch gesehen zustimmt oder ablehnt.

Im Kontrast dazu noch einmal Kelle und Kluge (1999, 15) zum qualitativen Vorgehen: „Um die Wissensbestände und Deutungsmuster der Akteure zu rekonstruieren, kann sich der Forscher oder die Forscherin, anders als die meisten quantitativen Methodenlehrbücher empfehlen, dem empirischen Feld nicht mit solchen präzise operationalisierten Hypothesen nähern, die durch eine Konfrontation mit Daten verifiziert oder falsifiziert werden können. Vielmehr steht am Anfang des qualitativen Forschungsprozesses die Erhebung relativ unstrukturierter (...) Datenmaterials in Form von Feldprotokollen oder Interviewtranskripten. Aus diesem Material sollen dann Schritt für Schritt jene Sinnstrukturen rekonstruiert werden, die die untersuchte soziale Lebenswelt (mit)konstituieren.“

### **Vorab-Hypothesen**

Natürlich gehen qualitative ForscherInnen niemals mit ganz leeren Händen in ein Untersuchungsfeld. Man würde einen „induktivistischen Selbstmissverständnis“ (ebd., 16-19; vgl. auch Meinefeld 1997) bzw. einem naiven Empirismus aufsitzen, würde man glauben, qualitative ForscherInnen würden jeweils bei Null beginnen, Daten sammeln und aus den einzelnen empirischen Bausteinen nach und nach induktiv eine Theorie erstellen. Stattdessen arbeiten auch qualitative ForscherInnen notwendigerweise mit Anfangshypothesen oder Theorien. Denn wie sollte man ohne sie überhaupt auf etwas Bestimmtes aufmerksam werden? Ein reiner Datensammler, der mit einem völlig leeren Kopf losziehen wollte, würde alles und gleichzeitig nichts sammeln, weil für ihn alles gleich wichtig und unwichtig ist. Nur mit theoretischen Hypothesen lassen sich konkretere Unterscheidungen einführen, die auf etwas Bestimmtes im Unterschied zu etwas Anderem aufmerksam machen.

Aus der Rollenperspektive ist zudem klar, dass ForscherInnen ihre Erfahrungen niemals jedes Mal aufgeben, wenn sie eine neue Untersuchung konzipieren. Sie kennen sich mit bestimmten wissenschaftlichen Theorien aus und konzipieren empirische Forschungen, um die mit ihrer Hilfe gewonnenen theoretischen Ergebnisse wieder in einen Kanon von Theorien einzuordnen bzw. diesen zu vergrößern. Theorien spielen also am Ende eines Forschungsprozesses und zu Beginn, als Sensibilisierung der Aufmerksamkeit, eine entscheidende Rolle. Der empirische Forscher klammert sein reichhaltiges Fach- und Faktenwissen allenfalls ein, wenn er eine neue Forschung beginnt und sich auf ein unbekanntes Feld einlässt. Er will zwar tatsächlich induktiv die aus einzelnen Daten gewonnenen Hypothesen schrittweise zu einer größeren Theorie zusammenbauen, er will Befunde gleichsam aus dem Feld „emergieren“ lassen – dies alles im Unterschied zum deduktiven Vorgehen quantitativer ForscherInnen, die aus bestehenden Theorien heraus Variablen (über operationalisierte Messformen) gleichsam zur Abstimmung vorlegen können. Aber auch trotzdem sich qualitative ForscherInnen zum Teil längere Zeit in einem Feld aufhalten, um sich auf einen Untersuchungsgegenstand – Akteure eines fremden Submilieus – einzulassen, besitzen auch sie Anfangshypothesen. Diese treiben allerdings nicht dazu an, Daten als Belege für das anzusehen, was man schon weiß. Vielmehr

sollen neue theoretische Konzepte aus Daten entwickelt werden. Anfangshypothesen spielen dafür als erste Zugänge, nicht aber als Messlatten eine wichtige Rolle. Sie sensibilisieren ForscherInnen für Bestimmtes. Gut geeignet sind heuristische Konzepte (vgl. Kelle/Kluge 1999, Kap. 2). Sie stellen Hilfsmittel für die Erkenntnis dar und beanspruchen nicht, eine Wirklichkeit schon vorab zu erklären.<sup>7</sup> Heuristiken ermöglichen die von qualitativer Forschung angestrebte Offenheit und gleichzeitige von Hypothesen geleitete Aufmerksamkeit, um neue Theoriebausteine im Feldkontakt zu entdecken.

### **Deduktion versus qualitative Induktion und Abduktion**

Gemäß der Überprüfungslogik quantitativer Forschungen werden Datenbestände Erklärungen zugeordnet, die von Anfang an bekannt sind. „Der Argumentationstyp besteht darin, dass zunächst aus der zu testenden Theorie/Hypothese deduktiv-logische Aussagenpaare (...) derart abgeleitet werden, dass sie in der Realität beobachtbare Sachverhalte bezeichnen. Anschließend werden diese Deduktionen mit Aussagen über reale (durch empirische Beobachtungen) festgestellte Situationskonstellationen verglichen. Stimmen die aus der Theorie/Hypothese abgeleiteten Sätze mit den Beobachtungsaussagen überein, gilt die zu überprüfende Theorie/Hypothese als empirisch bestätigt, andernfalls als empirisch widerlegt.“ (Kromrey 2006, 86) Die ForscherInnen haben zu Beginn ihrer Forschung ein Set von relevanten Theorieerklärungen ausgewählt. Nun führt man anhand der Empirie „zwischen ‚konkurrierenden‘ Hypothesen eine Entscheidung“ herbei (ebd., 85), oder es geht darum, „Theorien, die sich bisher zwar schon empirisch ‚bewährt‘ haben, einem härteren Test zu unterwerfen, um sie ggf. weiterzuentwickeln oder zu präzisieren“ (ebd.). Welche Ziele ForscherInnen auch im Einzelnen verfolgen, wesentlich ist, dass das, was Daten besagen, immer ausgehend von vorgegebenen Theorien gedeutet wird.

In qualitativen Forschungsprozessen kommen solche Deduktionen ebenfalls vor, und zwar wenn ForscherInnen aus den ersten Daten Zwischenhypothesen ermitteln, die für einen Moment als gültig unterstellt werden, um ein zweites empirisches Datum mit ihnen zu vergleichen. Aber mit diesem Vorgehen sind noch weitere Schließlogiken verbunden. Erstens haben die ForscherInnen ein interessantes empirisches Datum gefunden, ohne dass sie gemäß einer bestimmten Theorie nach ihm gesucht hätten (was nicht ausschließt, dass sie durch Theorien sensibilisiert sind); hätten sie danach gesucht, wären sie deduktiv vorgegangen. Das Datum hätte wie in der quantitativen Forschung nur etwas hinsichtlich einer Theorie „gesagt“, die man schon kennt. Wenn die ForscherInnen aber etwas finden, an was sie vor der Feldarbeit nicht denken konnten, arbeiten sie nicht deduktiv, sondern qualitativ-induktiv (vgl. Kelle 1994, 145-147; Kelle/Kluge 1999, Kap. 1; auch Reichertz 2000). Sie ordnen die empirischen Elemente einer Klasse, einer Kategorie oder Theorie zu, wobei die Idee für diese Klassifizierung nicht am Beginn der Forschung stand, sondern erst durch Daten- oder Feldkontakt möglich wurde. Ganz einfach gesagt: Daten rufen dazu auf, einer bestimmten begrifflichen Kategorie zugeordnet (in einen bestimmten Topf getan) zu werden, an welche die ForscherInnen erst durch die Daten selbst aufmerksam wurden. Im Alltag ist diese Art des qualitativ-induktiven Schließens genauso geläufig wie die Deduktion, wie ein fiktives Beispiel erläutern mag. In einem ihm fremden arabischen Land bemerkt ein Europäer in einer Altstadt auf dem

<sup>7</sup> Eine solche Heuristik als formales Aufmerksamkeits- und Erkenntnismodell ist zum Beispiel die Unterscheidung eines Untersuchungsprozesses nach Bedingungen, Strategien und Konsequenzen. Die Heuristik wird im Kapitel zur Grounded Theorie vorgestellt (vgl. Kap. II, 3. u. Kap. I, 4.).

Boden sitzende Männer, die Flöte spielen, was von ihm als Musizieren klassifiziert wird. Nachdem er auf den Markplatz gelangt und auch dort ähnlich musizierende Männer sieht, zugleich aber auch einer Krönungszeremonie beiwohnt, ordnet er die zuvor wahrgenommenen Männer unter „Krönungszeremonie“ ein und nicht mehr unter ein gewöhnliches Musizieren. Er zieht also in einer qualitativen Induktion einen „neuen Topf“, eine neue Kategorie heran, in welche das Datum hineingehört.

Zweitens besteht eine weitere Form der logischen Zuordnung darin, dass ForscherInnen angesichts bestimmter Daten nicht nur Kategorien heranziehen, an die sie vorher nicht denken konnten, sondern darin, dass die Kategorie selbst neu erfunden werden muss, damit man ihr Daten zuordnen kann. Ein solches Erfinden einer erklärenden Kategorie im Angesicht von Daten ist eine Abduktion (vgl. Kelle 1994, 147-152).<sup>8</sup> Angenommen, die ForscherInnen wären an der Erstellung einer Typologie interessiert, lässt sich mit Reichertz sagen: „Die Abduktion greift nicht auf bereits vorhandene Typen zurück, um etwas Beobachtetes zu erklären, sondern sie schafft einen neuen Typus. Sie schließt von der Beobachtung auf Regel *und* Fall zugleich – also von einer bekannten Größe auf zwei unbekannte.“ (Reichertz 1999, 326; Herv. i.O.) Wenn man davon spricht, qualitative Forschungen entdecken Neues, liegt dies an den Schließmodi qualitative Induktion und Abduktion.

Dabei ist in der qualitativen Induktion mit „neu“ nichts absolut Neues gemeint, sondern die Übertragung von bereits existierenden Kategorien aus anderen sozialwissenschaftlichen Kontexten auf die Untersuchungsbefunde. Die Passung bzw. Erklärung muss dabei nicht bloß behauptet, sondern an Daten belegt werden. Es muss gezeigt werden, wie die Daten von sich in Richtung eines bestimmten Sachverhalts „emergieren“ bzw. sich entwickeln, der dann mit Kategorien aus anderen Kontexten benannt werden kann. Mit der Abduktion arbeiten ForscherInnen Neues heraus, insofern sie eine ganz neue Kategorie kreieren müssen, um ihre Daten erklären zu können. Dies ist notwendig, falls keine bisherige Theorie den empirischen Sachverhalt beschreibt und erklärt. Es gehört viel dazu – ist aber nicht ausgeschlossen –, dass die ForscherInnen in ihren Erfahrungen, ihrem Vorwissen oder den Theorien anderer Fächer überhaupt keine Kategorien finden, mit denen ihre Daten zu deuten wären. Dann müssen bzw. können sie ihre Erklärungen ganz aus Daten emergieren lassen bzw. abduktiv arbeiten.

Natürlich entstehen qualitative Forschungsergebnisse niemals entweder nur aus induktiven, qualitativ-induktiven, abduktiven oder deduktiven Schließungsformen, sondern alle diese Formen können verwendet worden sein. Wie oben angedeutet, haben die ForscherInnen vielleicht eine erste Zwischenhypothese deduktiv an einem zweiten empirischen Datum überprüft; und sie arbeiteten vielleicht qualitativ-induktiv, als sie ihren Untersuchungsgegenstand mit einer Theorie erklärten, die bislang noch nicht auf den Gegenstand angewendet wurde. Schließlich musste die Hauptkategorie, die den Kern des untersuchten Prozesses bezeichnet, vielleicht abduktiv gewonnen werden, weil keine bestehende Theorie die in den Daten benannten Phänomene erklärte. Wesentlich ist, dass qualitative ForscherInnen sich für alle diese Schließungsformen offen halten, um ihre Daten angemessen zu erklären; dies gehört zur Offenheit sowie zur „Gegenstandsangemessenheit“ (s. u.) qualitativen Forschens. Für quantitativ arbeitende ForscherInnen ist es demgegenüber angemessen, deduktiv zu arbeiten, d. h. eine Theorie zu besitzen, aus der Variablen erstellt werden, die man für eine empirische Erhebung operationalisiert.

---

<sup>8</sup> Die Konzepte „qualitative Induktion“ und „Abduktion“ wurden eingeführt von Charles S. Peirce, vgl. die Darstellung bei Kelle 1994, 144-153.